

Aktuelle Aspekte der Ordensarmut

Heinrich Krauss SJ, München*

In den letzten Jahren wurden viele grundsätzliche theologische oder spirituelle Aufsätze über die evangelische Armut geschrieben. Sobald es um eine Konkretisierung geht, bleiben sie jedoch alle in mehr oder weniger zufälligen Hinweisen stecken. Dies macht sich besonders dann störend bemerkbar, wenn man versucht, eine irgendwie kohärente Armutskonzeption für einen bestimmten Orden, etwa die Gesellschaft Jesu, zu entwickeln.

Das Unbehagen, das heute so viele Mitbrüder bezüglich der Armut empfinden, kommt nicht zuletzt auch daher, daß die diesbezüglichen rechtlichen Bestimmungen der Ordenssatzungen durch die vielen im Laufe der Zeit notwendig gewordenen Zusätze und Ausnahmeregelungen zu unübersichtlich und vage geworden sind. Eine einigermaßen einheitliche Linie ist nicht mehr erkennbar. Dazu kommt, daß viele der überlieferten Armutsbestimmungen für den heutigen Menschen unverständlich oder mißverständlich geworden sind. Die Gefahr, daß die Armutspraxis durch all dies korrumpiert wird, ist nicht von der Hand zu weisen.

Es schien daher angebracht, das Thema der Armut in der SJ einmal zur Diskussion zu stellen, ohne die augenblicklich noch geltenden Bestimmungen in ihren Formulierungen und in der von den Konstitutionen und der Epitome (Zusammenfassung aller in der SJ gültigen Rechtssatzungen) verwendeten Gliederung zugrunde zu legen. Dies verschafft, so steht zu hoffen, einen unbefangeneren Blick für die eigentlich gestellten Probleme.

Eine künftige, den modernen Zeitverhältnissen angepaßte Regelung unserer finanziellen und materiellen Bezüge kann allerdings kaum noch einheitlich für alle Provinzen und Assistenzengen des Ordens erarbeitet werden. Man muß wohl, von allgemeinen Richtlinien ausgehend, regionale Sonderregelungen vorsehen, welche die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Länder berücksichtigen. Deshalb wird hier von den deutschen Verhältnissen ausgegangen, was jedoch nicht be-

* Die folgenden Überlegungen wurden vom Vf. als Provinzial den Mitgliedern der süddeutschen Ordensprovinz SJ vorgelegt. Sie bilden den ersten, grundsätzlichen Teil eines Briefes, dessen zweiter, hier nicht abgedruckter Teil, darauf aufbauend, Modelle für eine Finanzreform der Ordensprovinz entwirft, Vorschläge für die praktische Handhabung der Ordensarmut, des einzelnen wie der Häuser, zur Diskussion stellt.

deutet, daß ihr Zusammenhang mit anderen Ländern, besonders auch denen der „Dritten Welt“, außer Betracht bleiben kann¹.

Jede Zeit hat ein anderes Christusbild, das auch ihre Vorstellungen von der Armut, die ja immer Nachfolge des „armen Jesus“ sein will, bestimmt. In jeder Zeit sind aber auch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umstände anders, so daß sich auch von daher eine jeweils verschiedene Sicht für das, was Armut bedeutet, ergibt. Jede Generation muß ihren Stil der Armut wohl erst neu „erfinden“. Die unleugbare Wandelbarkeit der Formen der Armut macht jedoch objektive Aussagen darüber, worin die Armut eines Ordens in einer bestimmten Zeit bestehen könnte, nicht unmöglich. Die Einsicht, daß die Armut den Umständen entsprechen muß und darum in gewisser Weise relativ ist, braucht nicht zu einer uferlosen Relativität zu führen.

Dies bedeutet eine doppelte Frage: einmal die, ob es *Kriterien* für die Bestimmung dessen gibt, was evangelische Armut sein könnte, und zum andern die Frage nach dem *heutigen Kontext*, der für die Armut der Gesellschaft Jesu infolge der gewandelten Zeitumstände bestimmend ist. Dabei ist nicht beabsichtigt, ein Gesamtbild der Armut zu zeichnen. Im Abschnitt über die Kriterien wird nur versucht, Maßstäbe ausfindig zu machen für die Beantwortung der oft gestellten Frage, ob wir genügend „arm“ sind. Und im Abschnitt über den heutigen Kontext der Ordensarmut sollen Hinweise gegeben werden, die nützlich sein können, wenn es darum geht, die für unsere heutige Zeit bedeutungsvollen Formen der Armut zu „erfinden“.

Die Suche nach Armutskriterien

Man hat versucht, das Wesen der jesuitischen Form evangelischer Armut als *Indifferenz* gegenüber den materiellen Gütern zu bestimmen. Man dürfe nur, so sagte man, sein Herz nicht an die Dinge dieser Welt hängen, dann werde man sie nur insoweit gebrauchen, als sie zur Erreichung der jeweiligen Ziele nötig seien. Gerade in unserer Überflußgesellschaft, die

¹ Mit dieser Einschränkung beziehen sich die Überlegungen hauptsächlich auf eine Konkretisierung der Armut, wie sie heute in einem modernen Gesellschafts- und Wirtschaftssystem zu verwirklichen ist. Auf eine ausdrückliche Darstellung der theologischen und spirituellen Grundlagen der evangelischen Armut wurde jedoch bewußt verzichtet, da hierüber genügend Arbeiten vorliegen. Es sei hingewiesen auf die einschlägigen Artikel von K. Rahner (GuL 33 [1960] S. 262 ff), H. Krauss (GuL 35 [1962] S. 410 ff), F. Wulf (GuL 36 [1963] S. 128 ff), O. v. Nell-Breuning (StdZ Bd. 176 [1965] S. 331 ff), F. Wulf (GuL 44 [1971] S. 16 ff.) sowie auf die folgenden Konzilstexte: *Über Dienst und Leben der Priester*, Nr. 17; *Kirche in der Welt von heute*, Nr. 69; *Über die Kirche*, Nr. 42–44; *Ordensleben*, besonders Nr. 13. Beachtenswert ist auch der Sammelband „*Die christliche Armut*“ mit Artikeln aus der Zeitschrift „*Christus*“, übertragen von P. Henrici, Frankfurt 1966, sowie das Buch von F. Marxer, *Christliche Armut heute*, Aschaffenburg 1970.

eine andere, unbefangenere und unbedenklichere Einstellung in der Benutzung der Erdengüter nahelegen könnte als frühere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen, in denen so ziemlich alles als seltene Ware galt, ist damit jedoch die Frage nach unserer Form der evangelischen Armut nicht gelöst. Vom Beginn des Christentums an wurde in der Übernahme der tatsächlichen Armut als Lebensform ein eigenständiger Wert gesehen und Jahrhunderte hindurch auch in den verschiedensten Weisen zu verwirklichen gesucht. Auch bei Ignatius spielt die Armut eine eigenständige Rolle. Um nur auf die Exerzitien hinzuweisen: In den Wahlbetrachtungen der Zweiten Woche ist ausdrücklich nur von der Armut die Rede (nicht von den anderen Räten). Dabei wird sie mit der Indifferenz keineswegs gleichgesetzt. Im sogenannten Fundament der Exerzitien wird Indifferenz gegenüber Armut und Reichtum verlangt, was impliziert, daß Armut etwas anderes ist als Indifferenz. In der Betrachtung über die drei Grade der Demut soll angestrebt werden, daß man Armut eher wolle als Reichtum, daß man also über die Indifferenz hinauswachse in eine Bevorzugung der (effektiven) Armut.

Ebensowenig führt es weiter, die Armut auf die bloße *Abhängigkeit* abzustellen: von der Ordensregel, von der Praxis der jeweiligen Provinz, von der Erlaubnis der Obern oder von der Zustimmung einer Gruppe. Man nähme auch hier der Armut ihre Eigenständigkeit und mache sie zu einem Unterfall des Gehorsams oder der Einordnung in die Gemeinschaft. Man spräche ihr einen materiellen Inhalt ab und bliebe im Formalismus stecken. Im Grunde wiche man der eigentlichen Frage nach Wesen und Eigenart nur aus, um dann zu einer Antwort gezwungen zu sein, wenn es darum geht, zu bestimmen, welche Kriterien nun die Gemeinschaft, der Obere oder die Gruppe in der konkreten Entscheidung anwenden müssen.

Die Begriffe der Indifferenz und der Abhängigkeit sind also für eine genauere Bestimmung dessen, was evangelische Armut ist, wenig ergiebig. Brauchbarere Kriterien können gefunden werden im Blick auf den tatsächlichen Status der Schicht der Armen, im Gedanken des funktionalen Gebrauchs der materiellen Güter sowie bei der Betrachtung der Art und Weise der Zukunftssicherung. Zwar wird auch hier eine einfache Gleichsetzung der tatsächlichen (ökonomischen) Armut, der Verwendung armer Mittel oder des Verzichts auf Zukunftssicherung mit der evangelischen Armut nicht ohne weiteres möglich sein. Es lassen sich jedoch Anhaltpunkte gewinnen, was im folgenden versucht werden soll.

Evangelische Armut und ökonomische Armut

Die tatsächliche Armut, wie sie auch heute noch von vielen Menschen gelebt wird, scheint auf den ersten Blick ein geeignetes Kriterium zu sein,

das sicher angewandt werden kann. Dem steht zunächst entgegen, daß die ökonomische Armut selbst noch keinen klaren Maßstab abgibt². Soll man auf die sogenannten einfachen Schichten oder auf die Außenseiter der Gesellschaft bei uns oder aber auf die Bauern in Afrika oder die Slumbewohner in Kalkutta abstellen? Dazu kommt vor allem, daß für die evangelische Armut stets auch andere Gesichtspunkte maßgebend waren. So wird die konkrete Ausprägung der Armut in christlichen Orden und ordensähnlichen Gemeinschaften gemeinhin dreifach motiviert: *Freiheit für den „Dienst Gottes“* in Apostolat oder Liturgie, *Solidarität mit den Mitmenschen* und Leben in einer *brüderlichen Gemeinschaft*³. Keines dieser drei Motive kann dann jedoch ausschließlich verwirklicht werden. Es kommt zwangsläufig zu einer je nach dem Ziel des bestimmten Ordens jeweils verschiedenen Akzentuierung:

Steht die Freiheit für den Dienst Gottes im Vordergrund, so ist der Verzicht auf Erwerb und Erhaltung eines eigenen Vermögens durch den einzelnen (Erbverzicht sowie der Grundsatz: was der Mönch erwirbt, erwirbt er für das Kloster) zwar unabdingbar. Der Verzicht auf den Besitz von Vermögenswerten durch den Orden selbst tritt jedoch zurück angesichts der konkreten Aufgaben, die der „Dienst Gottes“ stellt. Dies gilt besonders für Orden, bei denen die Liturgie oder der apostolische Einsatz das Ordensziel ist.

In anderen Gemeinschaften wird die Brüderlichkeit aller Menschen besonders betont, indem man sich auf die gleiche materielle Stufe mit denen stellen will, die im eigenen Land oder in fremden Ländern zu den Armen und Vergessenen der menschlichen Gesellschaft gehören. Ein solches Bestreben wird in denjenigen Gemeinschaften am ehesten zu verwirklichen sein, bei denen der Gedanke einer unmittelbar apostolischen Tätigkeit fehlt oder doch stark zurücktritt.

Auch für das Motiv eines brüderlichen Lebens in der Gemeinschaft („alles gemeinsam besitzen, alles miteinander teilen“) wird es je nach Ordensziel verschiedene Grade der Ausdrücklichkeit geben, wobei die Zeitumstände bei der Eigenart des gemeinsamen Lebens ebenfalls eine große Rolle spielen dürften.

Aus dieser Verschiedenheit der Gesichtspunkte, die für ihre genauere Bestimmung zum Tragen kommen können, ergibt sich, daß die evangelische Armut nicht einfach hin mit ökonomischer Armut gleichgesetzt werden kann. Dies gilt besonders auch für die Gesellschaft Jesu. Es ist deshalb nicht sehr glücklich, zu sagen, der Lebensstil der Jesuiten sei den „civibus

² Vgl. etwa das Stichwort „Armut“ im Staatslexikon, Bd. I, Freiburg 1957, 581 ff.

³ Vgl. F. Wulf, in: LThK², *Dokumente des Zweiten Vat. Konzils*, Bd. II, 291 (Separatausgabe. Freiburg 1968, 81).

modicae conditionis . . . ut pauperibus⁴ anzugeleichen. Eine solche Ausdrucksweise trifft nicht den Lebensstil des Jesuiten, selbst wenn dieser seine Gebäude, Kleidung, Reisen usw. nur als notwendige und unvermeidliche Hilfsmittel des Apostolats benutzt. Es wäre besser, dies zuzugeben, anstatt eine schön klingende Formel zu verwenden, die um der Aufgaben willen doch ständig Ausnahmen verlangt. Zu viele Jesuiten sind als Seelsorger für Studenten und Akademiker, als Manager wissenschaftlicher und erzieherischer Institutionen, als Lehrer an Schulen und Universitäten, als Schriftsteller oder Wissenschaftler mit intellektuellen und Verwaltungsaufgaben betraut, die zwangsläufig einen Lebensstil mit sich bringen, der mit dem Ausdruck „bescheidener Lebensstandard wie bei armen Leuten“ schlecht gekennzeichnet ist. Man sollte das anerkennen und erst von da aus zu bestimmen suchen, was für uns „Bescheidenheit der Lebensführung“ heißt. Das wäre ehrlicher und für Leute, die von unserer „Armut“ reden hören, weniger verwirrend. Ein Leben, umgeben von teuren Büchern, in einem großzügig angelegten Haus mit Räumen für jeden einzelnen und entsprechenden Gemeinschaftsräumen, Besuch von Theater und Konzerten, Verfügung über ein Auto, Flugreisen im In- und Ausland, Verkehr bei reichen Leuten, Essen in teuren Restaurants mit Besuchern und Arbeitskollegen – das ist nicht der Stil eines „pauper“ und kann doch für viele Jesuiten durchaus legitim sein. Die evangelische Armut der Gesellschaft Jesu kann also *nicht am Lebensniveau einer bestimmten sozialen Schicht* gemessen werden, obwohl (dies sei nochmals betont) ein solches Kriterium nicht ohne Bedeutung bleiben sollte. Sie muß vielmehr danach beurteilt werden, ob der einzelne Jesuit gegenüber den Leuten in Wirtschaft, Staat oder Universität, die eine vergleichbare Tätigkeit ausüben, ärmer und einfacher lebt, ob er also *innerhalb der sozialen Schicht, in der er lebt*, einen „bescheidenen“ Lebensstandard hat. Das ist vielleicht nicht sehr spektakülär und für Menschen aus anderen Schichten nicht sofort als „Armut“ einsichtig. Es kann aber durchaus – und darauf kommt es letztlich an – eine Lebensform sein, die dem Inhalt des zu verkündenden Evangeliums gemäß ist, und die für viele, wenn auch nicht für alle, ein sichtbares Zeichen für die Ernsthaftigkeit des persönlichen Einsatzes derer darstellen kann, die in einem vielfach spezialisierten Orden den Menschen das Evangelium verkünden wollen.

Evangelische Armut und Funktionalität der Mittel

Als weiteres Kriterium der Armut kann die Funktionalität der Mittel herangezogen werden, d. h. die Benutzung der materiellen Mittel muß sich

⁴ So im Armutsdekret der 31. Generalkongregation, *Decreta*, Rom 1967, Nr. 18.

aus den Notwendigkeiten der Sache ergeben. Aber ähnlich wie bei der ökonomischen Armut kann diese Feststellung allein nicht genügen. Es muß noch weitergefragt werden, inwieweit die „*Sache*“, auf die hin die Mittel ausgerichtet werden, für die Bestimmung der Funktionalität ebenfalls von Bedeutung ist.

Ein apostolischer Orden wie die Gesellschaft Jesu darf den Gesichtspunkt nicht übersehen, daß Gott selbst stets das Kleine erwählt hat, um große Dinge zu tun. Im Alten wie im Neuen Bund und in der Geschichte der Kirche gilt: „*Infirma mundi elegit Deus*“ (das Schwache hat Gott erwählt). Daraus ergibt sich für die Wahl der Mittel, mit denen die Botschaft des Evangeliums unter die Menschen getragen werden soll: Zwar steht keines der Mittel des modernen Apostolats und keine moderne Form des Lebensstils an sich zum Geist des Evangeliums in Widerspruch. Trotzdem muß der Apostel das Verhalten Jesu selbst in Rechnung stellen. Ist doch die Unaufdringlichkeit seines Lebens und seiner Predigt, der ausdrückliche Verzicht auf die aufsehenerregenden Mittel (das Zeichen vom Himmel) und die Zurückhaltung im Gebrauch all dessen, was auf eine bloß äußerlich wirkende Beeinflussung des Menschen zielen könnte, mit dem Inhalt seiner Botschaft engstens verknüpft.

Diese Vorliebe für die kleinen und diskreten Mittel – was nicht die kleinkarierten und rückständigen Mittel meint – wird im Apostolat den Einsatz von Macht und Einfluß für religiöse Zwecke, wogegen gerade der heutige Mensch äußerst empfindlich ist, vermeiden: Der Arme hat keine äußere Macht über die Menschen, während der Reiche durch sein Geld oder seinen gesellschaftlichen Einfluß auf andere Druck ausüben kann. Die Beschränkung auf die kleinen und diskreten Mittel setzt dagegen ein Vertrauen in die Kraft der zu verkündenden Botschaft voraus, ein Vertrauen, das aus dem Geist der evangelischen Armut erwachsen kann.

Die „Kleinheit“ und „Diskretion“ der Mittel ist aber bei einem Orden, der unter Umständen große und in die Augen fallende Werke unterhalten muß, stets *relativ*. Wenn das Kriterium der Funktionalität nicht rein formal bleiben soll, muß ein irgendwie gearteter Maßstab eingeführt werden, der eine Kontrolle erlaubt. Ein solcher Maßstab könnte darin gefunden werden, daß man den eigenen personellen und materiellen Aufwand für eine Arbeit oder für ein Werk mit dem vergleicht, was andere „profane“ Verbände und Organisationen zu einem entsprechenden Erfolg aufzuwenden pflegen. Wenn sich dann bei einem solchen Vergleich die Kraft der von den eigenen Anstrengungen ausgehenden Ausstrahlung als unverhältnismäßig größer erweist, könnte dies als ein Anzeichen dafür gedeutet werden, daß beim Einsatz der Mittel der Geist der evangelischen Armut gewahrt worden ist.

Evangelische Armut und Zukunftssicherung

Im Verzicht auf die materielle Sicherung der Zukunft – auch für Krankheit und Alter – sah man von jeher einen wesentlichen Aspekt evangelischer Armut. Die Ungesichertheit erschien als Zeichen der Hingabe an die Vorsehung des himmlischen Vaters und als Ausdruck der Bereitschaft, alles von Gott empfangen zu wollen.

Neben den kirchen- und ordensrechtlichen Beschränkungen der Erwerbstätigkeit von Klöstern und Ordensverbänden wurde die Weggabe des eigenen Vermögens und der rechtliche Verzicht auf jede Art neuen Vermögenserwerbs durch den einzelnen als der für eine solche Hingabe typische Akt angesehen. In Wirklichkeit kann hier nur sehr bedingt von einer tatsächlichen Ungesichertheit gesprochen werden. Abgesehen vielleicht von der Gründergeneration, die die Ungewißheit der Zukunft ihrer Gemeinschaft auf sich nehmen mußte, und von den Ökonomen und Obern eines Klosters oder Ordens, die nicht selten mit großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, bedeutet von jeher der Eintritt in einen Orden oder in ein Kloster für den einzelnen zugleich auch eine wirtschaftliche Sicherung. Das Risiko lag und liegt weitgehend darin, bei einem etwaigen Austritt ohne Sicherung dazustehen, so daß paradoxe Weise oft diejenigen, die den Orden verlassen, die sogenannten „Wirkungen der Armut“ mehr erfahren als diejenigen, die bleiben. Letztlich kann dies aber nicht anders sein, wenn man nicht der Ordensgemeinschaft die Aufgabe absprechen will, in brüderlicher Liebe für ihre Mitglieder, besonders die Kranken und Alten, zu sorgen.

Es zeigt sich hier eine ähnliche Problematik wie in den beiden vorausgehenden Abschnitten, die vom Verhältnis der evangelischen Armut zum ökonomischen Elend und zur Funktionalität der Mittel handelten: eine einfache Gleichsetzung ist nicht möglich, wohl aber besteht ein echter Bezug, der in einem Leben nach den evangelischen Räten immer wieder zutage treten muß. Wenn nun ein absoluter Verzicht auf Zukunftssicherung nicht möglich ist, wie wird dann ein Leben aussehen, das im Dienst am Evangelium und um der Nachfolge des Herrn willen doch auf manche Sicherheiten verzichtet? Gibt es Kriterien, die beurteilen helfen, ob das dann zwangsläufig immer noch verbleibende Problem der Zukunftssicherung in der rechten Weise bewältigt ist?

Bei einem Orden wie der Gesellschaft Jesu wird sich die Ungesichertheit der Mitglieder darin aussprechen, daß diese, indem sie ihr Leben dem apostolischen Einsatz für das Evangelium widmen, durch ihre Arbeit für eine Sache, die keinen „Preis“ hat, sich nicht mehr allein auf die strenge ökonomische Ordnung des „do – ut – des“ verlassen und bewußt die Risiken

ken eines solchen Zustandes auf sich nehmen. Das will keineswegs sagen, daß sie aus der ökonomischen Ordnung heraustreten: auch sie müssen leben und vielleicht sogar teuere Mittel für ihr Apostolat anwenden. Aber sie können nicht von der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung her auf eine feste Gegenleistung für das rechnen, was sie anzubieten haben. Das will weiterhin nicht sagen, daß sie das Nötige für sich und die notwendigen Mittel für ihre Tätigkeit nicht in ausreichendem Maß erwarten können. Aber sie wollen alles, was sie bekommen, wie aus der Hand Gottes als ungeschuldetes Geschenk annehmen und (dies wäre wichtig) das weitergeben, was sie nicht selbst brauchen. Darum wird sich die persönliche Armutshaltung des einzelnen nicht nur darin zeigen, daß einer die eigene materielle Zukunft durch den Verzicht auf persönliche Erbschaft und auf die Möglichkeit des Unterhalts durch seine Arbeit in die Unsicherheit der Kinder Gottes hineinstellt. Sie wird sich auch dort erweisen müssen, wo es um die Sorge für die Beschaffung der Geldmittel geht, die für die als nötig erachtete Arbeit gebraucht werden. Die Erfahrung zeigt, daß man in Gefahr ist, bei dieser Sorge mindestens ebenso mutlos, geizig oder habgierig zu werden, wie bei der Sorge um Dinge des eigenen Wohlergehens.

Da diese Überlegungen vielleicht zu sehr im Allgemeinen bleiben, sei noch auf zwei Probleme eingegangen, die heute in diesem Zusammenhang wichtig sind: einmal die schwindende Bedeutung des Erbverzichts und zum andern die Frage, wieweit sich die Aufnahme von Ordensleuten in eine Kranken- und Altersversicherung rechtfertigen läßt.

In der bisherigen Armutsgesetzgebung wurde die *Weggabe des Vermögens bzw. der Verzicht auf Erbansprüche* als entscheidend angesehen. Diese Sicht entspricht nicht mehr den heutigen Verhältnissen. Dies kommt einmal daher, daß ordensrechtliche Erbverzichte, wie sie aus Anlaß der letzten Gelübde geschehen, bürgerrechtlich oft doch nicht wirksam sind. Sie werden z. B. praktisch hinfällig, wenn der Betreffende vor dem Erbfall austritt. Zum andern ist es unrealistisch, im Erbverzicht die einzige große Geste der persönlichen Armut zu sehen. Sie war dies vielleicht im 16. Jahrhundert; denn in einer Gesellschaft, in der es nicht für jeden Arbeit gab, konnte der Erbverzicht eine heroische Hingabe an Gott in Form des Wegwerfens aller Vorsorge um persönliches Vermögen darstellen. Heute pflegt das eigentliche Opfer des einzelnen anderswo zu liegen. Im 20. Jahrhundert können die meisten, die eintreten, günstigstenfalls mit einem Vermögen rechnen, das sie einige Jahre über Wasser hält. Die Vorsorge für den Lebensunterhalt liegt für den heutigen Menschen darin, daß er sich durch eine entsprechende Ausbildung für das Erwerbsleben seinen künftigen Lebensunterhalt sichert. Armut und Reichtum sind nicht mehr so sehr vom Eigentum an Vermögenswerten abhängig, sondern von

der Ausbildung, die die Übernahme einer Funktion im Ablauf der Wirtschaft ermöglicht.

Selbst bei solchen, die beim Eintritt in den Orden auf ein größeres Vermögen verzichten – und erst recht bei den andern –, liegt die „Armutsgeste“ heute weitgehend darin, daß die entscheidenden „Lernjahre“ des Lebens auf eine Ausbildung verwendet werden, die für das Geldverdienen nicht unmittelbar interessant ist. Auch wenn man sich mit dem dabei Gelernten notfalls immer noch sein tägliches Brot verdienen könnte, so hat man doch mit dem Eintritt in das Noviziat und den Jahren des langen philosophisch-theologischen Studiums meist auf die entscheidende Startchance für ein geldbringendes Berufsleben verzichtet.

Dieser Gesichtspunkt ist wichtig, wenn in einem Orden die Ausbildung in profanen Wissenschaften oder Berufen gefördert wird. Weder sollte daraus eine versteckte Sicherung für einzelne werden, noch sollte man eine solche Ausbildung zu verhindern oder hinauszuschieben versuchen, bloß um die Leute bei der Stange zu halten. Loyalität auf allen Seiten ist nötig. Bei denjenigen, die in den Genuß einer profanen Ausbildung kommen, wird ein Kriterium echter Armutshaltung darin liegen, daß sie sich durch solcherart eröffnete Möglichkeiten nicht versuchen lassen. Diejenigen, die keine derartige Ausbildung erhalten, müssen wissen, daß sie damit ein tiefgreifendes Opfer der Armut bringen. Vom Orden ist Vertrauen in die Hochherzigkeit des einzelnen zu fordern. Es wird in Anbetracht der apostolischen Ausrichtung unserer Ausbildung kaum möglich sein, allen jungen Mitbrüdern die Möglichkeit zu verschaffen, durch eine entsprechende Berufsvorbereitung bei einem etwaigen Austritt im Leben noch etwas Gescheites anfangen zu können, selbst wenn dies dem Geist der jetzigen Regelung, daß einer sein Vermögen, also seine materielle Sicherung, erst mit den Letzten Gelübden weggeben darf, durchaus entsprechen würde. Es könnte jedoch nicht schaden, solche Dinge im Rahmen einer künftigen Armutsregelung klar auszusprechen. Sie würde dadurch nur realistischer, da dem einzelnen die Tragweite des Verzichts, den auf sich zu nehmen er sich anschickt, bewußter würde.

Besonders heikel ist das zweite Problem, das der *Alters- und Krankenversicherung*, das im Zusammenhang mit der Frage nach dem Verhältnis von evangelischer Armut und Zukunftssicherung wegen seiner praktischen Dringlichkeit noch angesprochen werden muß. Hier haben die Umstände der modernen Welt Wandlungen mit sich gebracht, die eine Änderung der Perspektiven nahelegen. In früheren Zeiten lag die soziale Sicherung der Menschen darin, daß sie in einen Familienverband eingebettet waren. Das Aufgeben der Familie durch den Eintritt in einen Orden bedeutete jedoch

kein Aufgeben jeder Art von Sicherung, da an die Stelle der Familie die Sicherung durch das Kloster oder den Ordensverband trat. Heute, in der Zeit des sozialen Wohlfahrtsstaates, geht die Sicherung des einzelnen immer mehr vom Familienverband, der wegen der hohen Kosten überfordert ist, auf die Gesellschaft bzw. den Staat über.

Wegen der ständig noch steigenden Kosten kann darum auch die Fiktion einer Autarkie der in Armut lebenden Ordensgemeinschaften wohl nicht mehr lange aufrechterhalten werden. Auf die Dauer wird es schwierig sein, außerhalb des Systems der allgemeinen Alters-, Kranken- und Sozialversicherungen zu bleiben, dabei aber doch immer wieder die von diesen Institutionen geschaffenen oder doch mitgetragenen Einrichtungen (Krankenhäuser, ärztliche Dienste, Altersheime und dergl.) in Anspruch zu nehmen. Es wird vor allem immer problematischer, auf die Großmut der katholischen Krankenhäuser und Ärzte, die selbst sehr hohe Kosten haben, zu bauen. Diese fordern oft nichts, wenn die Bezahlung aus der Ordenskasse kommt; sie sind aber sehr froh, wenn sie hören, daß eine Versicherung zu Leistungen verpflichtet ist. Der bloße Hinweis auf das Gottvertrauen, um sich nicht zu versichern, war schon bisher sowohl von seiten der Mitglieder wie von seiten der Gemeinschaft nicht ganz ehrlich, da man wußte, daß für einen Kranken gesorgt wird. Für die Zukunft wird es eher eine praktische Frage des Versicherungskalküls sein, ob es besser ist, sich an eine der üblichen Versicherungen anzuschließen oder einen ordenseigenen „Krankenfonds“ zu schaffen, der bei der Konsultierung eines Arztes oder bei der Einlieferung in ein Krankenhaus als die „Versicherung“ angegeben wird, die für die Bezahlung aufkommt (falls dies wegen der mit der Entwicklung der modernen Medizin ins Astronomische wachsenden Kosten nicht schon in einigen Jahren überholt ist).

Wie immer man dies regeln wird, es müßte auch hierbei ein Kriterium dafür geben, daß man im Rahmen einer Zukunftssicherung bleibt, die der evangelischen Armut entspricht. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß die Mitglieder des Ordens schon bisher oft besser gestellt waren als die große Menge, die sich mit den Leistungen der Kassen begnügen mußte. Wir konnten durch Verbindungen oder Freundschaften viele Möglichkeiten in Anspruch nehmen, die sich der Begüterte sonst durch Geld verschaffte. In einer sehr realistischen und einschneidenden Weise haben neue Ordensgemeinschaften das Prinzip aufgestellt, sich nur auf das zu beschränken, was im Alters- oder Krankheitsfall die Kasse zahlt. Bei uns trate ein solches Kriterium sicher in Konflikt mit dem Grundsatz der möglichst Erhaltung der Arbeitskraft und mit der mitbrüderlichen Fürsorge, die schon Ignatius für die Kranken und Alten vorgesehen hatte. Er ließ diese ja praktisch „versichern“ als er 1552 eine päpstliche Erlaubnis er-

wirkte, wonach Alte und Kranke, auch wenn sie Professen (mit feierlichen Gelübden) waren, in fundierten Kollegien wohnen durften.

Wenn wir heute Überlegungen für eine Neuregelung anstellen, müssen wir uns allerdings bewußt sein, daß wir nicht gleichzeitig die Vorteile eines guten Versicherungsschutzes und die Vorteile, die sich aufgrund unserer Verbindungen ergeben, haben können, falls in dieser Frage noch unter irgendeiner Rücksicht von evangelischer Armut die Rede sein soll.

Der heutige Kontext evangelischer Armut

In der Kirchengeschichte hat die Verwirklichung des Armutsideals meist zu einer äußereren, reglementierten Sichtbarkeit geführt. Die Armut der einzelnen Orden ist dabei in ihrer besonderen Ausprägung von den Zeitumständen der Entstehung der betreffenden Gemeinschaft her zu begreifen. Die solcherart standardisierte Armut ist jedoch stets in der Gefahr, in einer anderen Geschichtsepode je etwas anderes zu bedeuten. So konnte etwa eine bestimmte Ordenstracht in einer Zeit, in der sich die Berufe und sozialen Stände durch ihre spezifische Kleidung unterschieden, durchaus die freiwillige Einordnung in die Kategorie der „Armen“ einer Gesellschaftsordnung bedeuten und ohne weiteres von jedermann in diesem Sinne verstanden werden. In einer anderen Zeit, wie der unsrigen, die kaum mehr eine Differenzierung der Kleidung für bestimmte Berufe und soziale Schichten anerkennt, kann das Weitertragen der Ordenstracht geradezu das Gegenteil des ursprünglich Gewollten bewirken: den Eindruck einer exklusiven Aussonderung von der Allgemeinheit der Menschen. Ähnliches gilt von den aus anderen Zivilisationsstufen überliefernten Formen des Wohnens, des Tageslaufes usw., die für die heutige Welt oft etwas ganz anderes aussagen, wenn sie nicht überhaupt unverständlich geworden sind.

Es geht also nicht an, in einer veränderten Zeit alte Formen der Armut ohne Prüfung auf ihre Aussagekraft einfach weiterzutragen. Im folgenden soll darum versucht werden, den Kontext aufzuzeigen, der für den Wandel im Armutsstil bedeutsam ist. Es konnte dabei nicht auf Vollständigkeit abgestellt werden. Nur einige der in der Armutsdiskussion besonders häufigen Themen wurden herausgegriffen.

Zeichenhaftigkeit der Armut heute

Es ist vielleicht zweckmäßig, sich am Anfang dieser Überlegungen zu fragen, wieweit heute im Hinblick auf die evangelische Armut von deren „Zeichenhaftigkeit“ geredet werden kann und soll. Manche reagieren hierbei – nicht ohne eine gewisse Berechtigung – allergisch.

Tatsächlich dürfte sich die Einstellung des modernen Menschen zur „Zeichenhaftigkeit“ verändert haben. Er ist zumindest mißtrauischer als frühere Generationen gegenüber der spektakulären Geste, mit der jemand in einem einmaligen Wurf seinem Leben einen neuen Inhalt geben will. Er weiß zu sehr, wie vielerlei subtile Möglichkeiten es gibt, die einmal getroffene Entscheidung zurückzunehmen oder anderweitig zu kompensieren. Er wird sehr genau prüfen, bis er jemandem glaubt, daß er durch das Gelübde der Armut auf allen Eigenbesitz verzichtet habe.

Aber auch wir Ordensleute selbst sind mißtrauisch gegenüber der an uns gerichteten Forderung geworden, ein Zeichen für andere zu sein. Wir wollen das zumindest recht verstanden wissen. Wir fürchten sonst, in eine Rolle gezwängt zu werden, durch die wir auf ein vorgeprägtes Bild hin festgelegt sind, so daß wir in den verschiedenen Lebenssituationen weder selbst spontan reagieren noch auch andere uns unbefangen gegenüberstehen können. Wir fühlen uns nicht wohl bei dem Gedanken, standardisiertes Zeichen zu sein, und sind skeptisch gegenüber der Vorstellung, daß unsere Lebensführung von der berechneten Wirkung auf andere bestimmt sein soll, anstatt daß wir unsere persönliche Berufung zur Nachfolge Jesu den jeweiligen Umständen entsprechend gestalten können.

Derartige Wandlungen im Bewußtsein und Lebensgefühl müssen zweifellos mitberücksichtigt werden, wenn wir unsere Form der Armut neu bestimmen wollen. Allerdings darf bei aller Vorsicht gegenüber einer allzu gewollten Zeichenhaftigkeit nicht übersehen werden, daß der Mensch gar nicht anders kann, als seine innere Haltung in seinem äußeren Verhalten auszudrücken. Die Art und Weise seines Umgangs mit materiellen Gütern spielt dabei sogar eine besondere Rolle: Gemeinsamer Besitz kann Ausdruck von Liebe und brüderlicher Verbundenheit sein, Festhalten am Besitz kann zur trennenden Wand zwischen den Menschen werden; das freigiebige Schenken kann Ausdruck der persönlichen Hingabe an den Nächsten, das eifersüchtige Bewahrenwollen dagegen Ausdruck der persönlichen Verweigerung gegenüber dem andern sein.

Die moderne Jugend hat paradoixerweise wenig Hemmungen, in fast naiver Weise durch ihre Kleidung, Haartracht oder ihren sonstigen Lebensstil deutliche und provozierende Zeichen des Protestes zu setzen. Die Behauptung, daß das Verständnis für die Zeichen infolge des populisierten Rationalismus gesunken ist, gilt wohl nur bedingt. Es ist daher keineswegs müßig, sich über die äußere Gestaltung der Armut eines Ordens Gedanken zu machen. Neben dem gesprochenen Wort wird auch die Lebensführung weiterhin ein beredtes Mittel zur Verkündigung des Evangeliums sein.

Kritik am Prestige- und Konsumdenken

Das Ideal eines Lebens der Armut wird oft dem Prestige- und Konsumdenken unserer Zeit entgegengesetzt. Das ist jedoch schneller gesagt als verwirklicht, da der moderne Mensch ohne die vielen praktischen Dinge des täglichen Lebens, vom Eisschrank bis zum Fernseher oder Telefon, nur schwer existieren kann, wenn er sich nicht ganz von der Welt abschließen will. Zudem bedeuten die materiellen Verbesserungen des modernen Lebens nicht nur Luxus und Verweichung, sondern sind auch Mittel, um mehr Leistung und Arbeit aus den einzelnen herauszuholen. Das bringt auch eine Reihe von Nachteilen mit sich, die eine Belastung bedeuten (Besitz einer Uhr z. B. verpflichtet zur Pünktlichkeit auf die Minute, das Telefon auf dem Schreibtisch erspart einem zwar Gänge, ist aber auch ein Störenfried). Der Arbeitsrhythmus in Schule und Apostolat hat sich ziemlich im gleichen Maße wie die materiellen Mittel ebenfalls gesteigert. Keineswegs wird durch die vielerlei technischen Mittel, die zur Verfügung stehen, weniger Kraft aufgewendet. Diese wird nur in anderer Weise verausgabt als früher.

Unter dieser Rücksicht müssen viele der alten aszetischen Grundsätze und Praktiken neu geprüft werden. Wenn es auch eine Fülle von überflüssigen Konsumgütern gibt, auf die man verzichten kann und soll, so kann der Drang nach einem „einfachen Leben“ heute jedoch auch eine Flucht bedeuten vor der nervenerreibenden Mühle, in die der moderne Mensch unausweichlich durch den Umgang mit Massenmedien, durch die Benutzung von Verkehrsmitteln, durch die Einwirkung der Reklame usw. gestellt ist. Eine Aussonderung von den allgemeinen Lebensbedingungen würde das Gegenteil einer Solidarisierung mit den Mitmenschen bewirken und die Zeichenhaftigkeit einer solcherart konzipierten Armutshaltung fragwürdig machen. Einem solchen Wechsel in der Betrachtung der materiellen Güter muß Rechnung getragen werden, gerade wenn die Armut als Kritik am Prestige- und Konsumdenken gelebt werden soll.

Was das Prestige angeht, das der Besitz gibt, so stand es früher viel mehr im Vordergrund. Die Nützlichkeit der Güter kam erst in zweiter Linie. Heute ist es eher umgekehrt. Das bedeutet, daß der Gebrauch bestimmter Güter, wie z. B. eines Autos, heute keineswegs die gleiche Bedeutung hat wie früher das „Zu Pferde Reiten“. Manche traditionelle Ausdrucksformen der Armut (z. B. Ordenstracht, Einrichtung der Häuser mit Klausur, abgeschlossenem Garten usw.) sind heute sogar mehr prestigegeladen wie die Übernahme praktischerer und zweckmäßigerer neuer Formen. Bei den Neugründungen von Orden in unserer Zeit wird oft das

Anliegen der Armut eher in einer Anpassung und Einbettung in die moderne Welt ausgedrückt als in einem Ideal der „beschaulichen“ Abgeschlossenheit. So haben z. B. neuere Gründungen auf große gemeinsame Häuser verzichtet, weil heute große Ordenshäuser mit abgeschlossenem Park usw. als Luxus selbst dann erscheinen, wenn sie innen spartanisch eingerichtet sind. Für die Aussagekraft der Armut ist ja die Frage des Lebensstils wichtiger als die des Komforts. Das besagt allerdings noch nicht, daß der Gebrauch der üblichen Bedarfsgüter, selbst wenn sie einem nicht „gehören“, heute prestige-neutral ist. Es wird für ein Leben in Armut weiterhin wichtig sein, bei der Benutzung von Gütern, die gleichzeitig auch Statussymbole sind, möglichst an der unteren Grenze des funktional noch vertretbaren zu bleiben (z. B. bei der Auswahl des Autotyps, der Wohnungseinrichtung, des Urlaubs).

Noch unter einer anderen Rücksicht hat sich der Stellenwert, den der moderne Mensch und auch der moderne Christ dem Besitz an Gütern einräumt, gewandelt. Früher wurde in der aszetischen und spirituellen Tradition (zumindest theoretisch) der Besitz vornehmlich als Mittel für den Stolz des Menschen angesehen, um sich vor dem Nächsten abzuschirmen und um sich vor den Wechselfällen des Lebens in unguter Weise zu sichern. Man betonte vor allem die Gefahren, die aus der Verstrickung in Sorgen um die irdischen Dinge und aus dem Gefühl einer falschen Sicherheit erwachsen konnten. Heute begreift man dagegen auch unter Christen besser, wie sehr der Gebrauch der Güter ein unentbehrliches Mittel für die personale Entfaltung und Selbstdarstellung sein kann. Man sieht im Verfügenkönnen über materielle Güter einen unumgänglichen und letztlich sogar unverzichtbaren Weg zur Weltgestaltung für den Einzelnen und für Gruppen.

Man muß daher vorsichtig sein, wenn man von der Zeichenhaftigkeit der Armut in einer Welt spricht, in der die Nächstenliebe sich nicht mehr allein im Verteilen des Vorhandenen beweisen kann, sondern in der sie ebensosehr, wenn nicht mehr, die Mitarbeit an der produktiven Ausweitung der Güterfülle einschließen muß. „Armseinwollen“ kann als Verweigerung der Mitwirkung am Aufbau einer menschen-würdigen Welt mißverstanden werden. Konsumverzicht kann deshalb nicht mehr einfach hin als das Mittel des sozialen Ausgleichs angesehen werden. Früher war Armut, die sich in Weggabe der Güter oder in Verzicht auf gesteigerten Konsum ausdrückte, gleichzeitig ein (wenn auch bescheidenes) Mittel der besseren Verteilung der materiellen Güter. Dies war allerdings nur so lange der Fall, als eine Wirtschaftsordnung mit begrenzten Produktionsmöglichkeiten bestand. Sich heute eine Schreibmaschine oder ein Auto zu-

legen, nimmt niemand etwas weg⁵. Der Konsumverzicht hat jedoch eine Berechtigung, insoweit er eine echte Solidarisierung bedeutet mit denen, die auch in der modernen Gesellschaft nicht an allen Möglichkeiten des Konsums teilhaben.

Aus dieser Veränderung in der Bewertung des Besitzes an Gütern lassen sich auch neue Maßstäbe für unsere Lebensführung ableiten. Schäbige Kleidung oder altmodisch und muffig eingerichtete Wohnräume sind in ihrer Zeichenhaftigkeit sehr ambivalent geworden. Sie können auch Anzeichen einer falsch verstandenen Armut sein, die zu einer Verkümmерung der Persönlichkeit führt, welche gerade auch die kleinen Dinge des Alltags braucht, um sich auszudrücken und dabei entfalten zu können. Das muß jedoch nicht notwendig zu einer faden Anpassung an die allgemeinen Konsumgewohnheiten führen. In unserer „Überflußgesellschaft“ werden mehr als genügend Gelegenheiten bleiben, um den Aspekt der „Torheit der Armut“ zur Geltung zu bringen, der im innerweltlich nicht adäquat begründbaren Verzicht auf Konsum- und Prestigebefriedigung liegt.

Leben von Spenden und apostolischer Arbeit

In früheren Zeiten, in denen es meist nicht genug Arbeit für alle gab, hatte der Bettler seinen Platz in der Gesellschaft. Heute ist das Almosen vom allgemeinen Bewußtsein nur noch für lebensuntüchtige Menschen oder in außergewöhnlichen Umständen anerkannt (Überschwemmung, Erdbeben und dergl.). Vielen scheint es darum auch für den Orden nicht mehr zeitgemäß zu sein, von anderen etwas empfangen zu müssen oder gar andere um etwas zu bitten. Die dafür gegebene Begründung, daß die Berechtigung des „Bettels“ in unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung verschwunden sei, übersieht jedoch einen wichtigen Gesichtspunkt.

Seinen Lebensunterhalt durch Betteln zu verdienen, ist heute tatsächlich für einen arbeitsfähigen Menschen eine zweifelhafte Sache geworden. Dagegen entspricht ein Erbitten von Vermögenszuwendungen für bestimmte Leistungen, die in sich wirtschaftlich nicht ergiebig sind, durchaus noch dem heutigen Lebensgefühl. Es wird im Bereich der Wissenschaft, der Kunst, der Erziehung usw. von allen möglichen Institutionen ausgiebig praktiziert. Die Annahme von ähnlichen Spenden durch einen Orden ist deshalb auch weiterhin berechtigt. Die Spender wollen dessen apostolische Arbeit in ihren vielfältigen Formen und Werken ermöglichen, weil jeder-

⁵ Selbst wenn es mikroökonomisch gesehen der Armut u. U. mehr entspräche, statt des Gütererwerbs eine Spende für Bedürftige zu machen, so entspräche makroökonomisch gesehen der Erwerb auf jeden Fall doch mehr einem Grundgesetz der heutigen Produktionswirtschaft.

mann weiß, daß solche Tätigkeiten, die nicht gewinnbringend sind, nur auf diese Weise durchgeführt werden können. Es ist damit auch eine Verpflichtung zur „Arbeit“ verbunden, da die von anderen erhaltenen Vermögenszuwendungen auf eine konkrete Leistung zielen, auch wenn diese Leistung nicht im eigentlichen ökonomischen Leistungszusammenhang steht.

Entsprechendes muß wohl auch von anderen Zuwendungen (Gehältern, Honoraren) gelten, die als Entgelt für die apostolische Arbeit angenommen werden. Wenn das Konzil im Ordensdekret von der Notwendigkeit einer richtigen „Arbeit“ sprach⁶, so meinte es wohl kaum die in Seelsorge, Schule, Krankenpflege usw. tätigen Orden. Die apostolische Tätigkeit der Jesuiten dürfte durchaus Arbeit im Sinne des Konzilsdekrets sein. Unser Orden braucht darum seine Mitglieder wohl nicht erst in den wirtschaftlichen Erwerbsprozeß einzugliedern, bevor er mit den dabei gewonnenen Mitteln apostolisch tätig wird.

An sich wäre eine Lebensweise wie bei gewissen Säkularinstituten durchaus denkbar, wo der einzelne durch irgendeine Berufssarbeit seinen Unterhalt verdient, ohne daß die Auswahl seiner Tätigkeit in Rücksicht auf konkrete apostolische Ziele erfolgt und ohne daß das Institut eine Wirtschaftseinheit bildet. Dies ist eine durchaus legitime Art und Weise moderner evangelischer Armut. Sie könnte aber in unsere Armutssstruktur höchstens in der Form eingehen, daß der einzelne bereit sein muß, derartiges in Notzeiten zu tun, so wie er sich schon bisher verpflichtete, notfalls zu betteln – was eine sinnvolle Anpassung jener Regel an die geänderten Verhältnisse wäre. Eine weitergehende Regelung, etwa um die zwischen dem traditionellen kirchlichen Ordensleben und der „Welt“ aufgebauten Schranken niederzureißen, wäre dagegen bei der Gesellschaft Jesu ohne eine radikale Umwandlung des Ordensziels nicht vollziehbar. Denn die grundsätzliche apostolische Ausrichtung aller Aufgaben und Werke, in die auch „profane“ Tätigkeiten, z. B. in Schule und Verwaltung, eingeordnet sind, könnte nicht mehr aufrechterhalten werden⁷.

⁶ Art. 13: „Alle sollen sich – jeder in seiner Aufgabe – dem allgemeinen Gesetz der Arbeit verpflichtet wissen“.

⁷ Bei dem Versuch, die Möglichkeiten der christlichen Armut in unserer Zeit ausfindig zu machen, kann es zwar helfen, auf solche Gemeinschaften zu schauen, die sich in der heutigen Zeit bilden. Man kann daran ablesen, welche Gesichtspunkte gerade unter den Umständen unseres Wirtschafts- und Gesellschaftssystems für die Armut von Bedeutung sind. Man muß sich jedoch vor einer bloßen Kopie hüten und muß immer das jeweilige besondere Ordensziel in Betracht ziehen. Deshalb kann wohl die besondere Armut der Kleinen Brüder von Charles de Foucauld oder der Säkularinstitute nicht ohne weiteres auf Lebensformen übertragen werden, in denen apostolische oder wissenschaftliche Werke eine große Rolle spielen.

Etwas anderes ist es allerdings, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß die Tätigkeit vieler Mitglieder unseres Ordens heute in einer Weise entgolten wird, die den sonst üblichen, auf vertraglicher Basis beruhenden Arbeitsverhältnissen entspricht. Ein großer Teil der Einkünfte ergibt sich aus Gestellungs-, Anstellungs- oder Honorarverträgen, die vom einzelnen oder von der Ordensprovinz mit kirchlichen, staatlichen oder sonstigen Partnern abgeschlossen werden. Das ist neu gegenüber früheren Zeiten und bringt für die Gestaltung der Armut eine Reihe von Problemen mit sich. Hier sei nur hinzugefügt, daß durch die Möglichkeit, für bestimmte Arbeiten ein sicheres Entgelt zu bekommen, die Freiheit der Wahl der Tätigkeiten nach apostolischen Gesichtspunkten nicht ungebührlich eingeengt werden darf. Die Armut wird sich darin zu beweisen haben, daß Schenkungen, welche die künftige Freiheit der Wahl beeinträchtigen können (z. B. bei Vererbung eines Hauses unter der Auflage, daß dort Jesuiten einziehen) ebenso abgelehnt werden wie apostolische Arbeiten, die nur wegen der damit verbundenen Gehälter interessant sind. Darüberhinaus sollte man sich hüten, durch unbedachtes Reden innerhalb der Kommunitäten eine Diskriminierung derer vorzunehmen, die aufgrund ihrer Aufgabe nichts oder nicht viel „verdienen“, obwohl es andererseits das Bestreben eines jeden sein sollte, von der Arbeit zu leben, d. h. nach Maßgabe der gegebenen Möglichkeiten und im Rahmen der ihm zugewiesenen Tätigkeit für den eigenen Unterhalt aufzukommen und einen entsprechenden Beitrag für die gemeinsamen Anliegen zu leisten.

Der Dienst an den Armen und soziales Engagement

Von jeher hatte die evangelische Armut einen sozialen Aspekt. Eines ihrer Motive war ja stets auch der Gedanke der Solidarität mit den ökonomisch Armen. Dies drückte sich – je nach Ordensziel mehr oder minder stark – in der Sorge für die Armen, Kranken, Gefangenen oder sonstwie Schlechtweggekommenen der betreffenden Gesellschaft aus. Eine ganze Reihe von Ordensgründungen hatte derartige Aufgaben sogar als alleiniges Ziel.

„Der Dienst an den Armen und Kranken“ war auch unabdingbarer Bestandteil der ignatianischen Armutskonzeption von Anfang an, wie schon der Lebensweg des Ignatius und die Praxis in den Ursprüngen des Ordens zeigt. Diese Bemühungen blieben allerdings weitgehend auf *systemimmanente* Korrekturen beschränkt. Selbst wo man durch Einrichtungen der Resozialisierung von Jugendlichen, Prostituierten oder Bettlern über die bloße Nothilfe hinaus eine „Hilfe zur Selbsthilfe“ in Angriff nahm, wurde doch nicht das jeweils geltende Wirtschafts- und Sozialsystem als solches in Frage gestellt. Wenn man Hilfsquellen für wohltätige

Zwecke der genannten Art suchte, wandte man sich an das Mitleid und die Großmut der Reichen, wobei man diesen zwar die Verpflichtung zu einer angemessenen Abgabe ihres Überflusses, nicht jedoch eine Verpflichtung zur Änderung der Verhältnisse vor Augen stellte.

Seit dem 19. Jahrhundert hat sich die Einstellung zum Problem der Armut grundlegend gewandelt. Diese wird nicht mehr als etwas mehr oder weniger Unvermeidliches hingenommen, sondern man drängt darauf, sie durch die Inangriffnahme von Veränderungen der Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen zu beseitigen oder doch nach Möglichkeit zu verringern. Während frühere sozialrevolutionäre Bewegungen im Mittelalter meist noch unrealistische utopische Züge trugen, sind den modernen Menschen durch die Entwicklung in Technik, Wirtschaft und Gesellschaft die realen Möglichkeiten für soziale Veränderungen bewußt geworden, und es wird als selbstverständliche Pflicht des Christen angesehen, sich an ihnen aktiv zu beteiligen. Die bestehenden Strukturen brauchen infolge der neuen Situation nicht mehr ohne weiteres als „gottgegeben“ hingenommen werden. Da die Ansatzpunkte zu ihrer Veränderung durch den Menschen ebenfalls als „gottgegeben“ angesehen werden müssen, hat der Gedanke der „Solidarität mit den Armen“ neue Aspekte bekommen.

Die Ausprägung der Armut eines Ordens wie des unsrigen, der durch seine apostolische Zielsetzung in die geistigen und weltanschaulichen Auseinandersetzungen der heutigen Zeit einbezogen ist, muß davon mehr als bisher betroffen werden. Seine Mitglieder werden sich, wenn auch auf eine je nach ihrer spezifischen Aufgabe verschiedene Weise, für eine gerechtere Sozialordnung in ihrem Land und in der Welt engagieren müssen, wenn sie mit den Armen und den Diskriminierten der modernen Zeit wirklich solidarisch sein wollen. Dieses Engagement muß dem ganzen Orden am Herzen liegen, also auch den in der allgemeinen Seelsorge, in Philosophie und Theologie, in den Schulen oder Hochschulen arbeitenden Mitbrüdern, und darf nicht nur einigen wenigen im sozialen Apostolat oder den Sozialwissenschaften tätigen Spezialisten überlassen bleiben.

Dabei muß die aller Voraussicht nach zu erwartende Anfeindung und Kritik als Wirkung der evangelischen Armut ebenso ertragen werden wie materielle Nachteile, die sich allenfalls ergeben können. Man wird auf keinen Fall nur um des Wohlwollens der öffentlichen oder privaten Geldgeber willen ein erfolgversprechendes Eintreten für Bevölkerungsschichten, die in dem betreffenden Land oder in der übrigen Welt benachteiligt oder diskriminiert werden, unterlassen dürfen. Das kann in diesem oder jenem Fall spürbare finanzielle Einbußen bedeuten.

Eine völlige Distanzierung vom Wirtschafts- und Sozialsystem, in dem der Orden lebt, wird allerdings weder möglich noch nötig sein. Eine Fun-

dierung größerer Werke sowie die Bildung von Fonds für Ausbildung und Altersversorgung ist unvermeidbar. Und selbst wenn uns heute bei der Annahme größerer Spenden und bei der Anlage der Gelder am Kapitalmarkt die unbeschwerete Selbstverständlichkeit früherer Generationen abgeht und wir erfahren haben, daß sich aus der finanziellen Abhängigkeit von einer geldgebenden Schicht oder von den Möglichkeiten, die ein bestimmtes Wirtschaftssystem bietet, sehr leicht eine unmerkliche Beeinflussung des Bewußtseins ergeben kann, so ist es doch bei einiger Selbstkontrolle nicht unmöglich, sich die Urteilsfähigkeit und Unabhängigkeit des Denkens und Handelns zu bewahren. Mitbrüder und Auswärtige, die sich durch Redlichkeit und vor allem durch Sachverstand in diesen Dingen auszeichnen, sollten unbedingt gehört werden! Zurückhaltung dürfte besonders am Platze sein, wo auch nur der Anschein entstehen könnte, daß angelegtes Geld seine Rendite auf dem Weg über das Unglück anderer Menschen einbringt. Auch auf die Ausnutzung bestimmter Grenzmöglichkeiten des kapitalistischen Systems wird man verzichten, z. B. sind Spekulationsgeschäfte ja schon durch das Kirchenrecht verboten. Selbstverständlich sollte sein, daß man bei der Beantragung und Abrechnung von öffentlichen Zuschüssen korrekt sei. Hierin – im Blick auf den „guten Zweck“ – weniger Hemmungen zu haben als andere Leute, wäre keineswegs ein Zeichen der Armut und würde auch mit Recht nicht gut aufgenommen werden.

Ein echtes Zeichen der Armut wäre dagegen in der modernen Welt eine saubere Rechnungsführung und ihre Offenlegung in geeigneter Weise. Letzteres ist heute bei gemeinnützigen Vereinen, Stiftungen und dergl. durchaus üblich. Warum sollte nicht auch ein Orden ähnliches tun? Seine Glaubwürdigkeit in der Frage der Armut könnte nur gewinnen.

„Vita communis“ im technischen Zeitalter

Das brüderliche Leben in „Gütergemeinschaft“ hat stets als wichtiges Kennzeichen evangelischer Armut gegolten. Auch heute steht dieser Aspekt bei den Bemühungen um eine Reform des Armutsdenkens durchaus im Vordergrund. Man ist allerdings gegenüber einer Sicht der Dinge skeptisch geworden, die die Armut zu sehr, wenn nicht ausschließlich, in der Abhängigkeit, d. h. im Fehlen der Verfügungsmacht des einzelnen über die gemeinsamen Güter, gesehen hat. Eine der Klippen bei der Verwirklichung der evangelischen Armut war tatsächlich von jeher, daß die Mönche in diesem Sinne zwar „arm“, das Kloster oder der Orden aber „reich“ sein konnten. Dazu kommt, daß die in großen Ordensverbänden übliche Reglementierung und Standardisierung der Armut die verantwortliche Haltung des einzelnen oft verhindert hat. Denn die meisten Entscheidun-

gen über die Details des Lebensstils wurden ihm von der Gemeinschaft abgenommen.

Bei der in der modernen Welt sich immer stärker akzentuierenden Verschiedenheit der Arbeits- und Lebensbedingungen wird es wohl unausweichlich sein, in Fragen der Armut auf für alle Mitglieder gültige Detailregelungen zu verzichten, wie sie in früheren Zeiten durch die Konsuetudinarien der Provinzen, welche den Bedarf an Kleidung, Wäsche, Zimmereinrichtung usw. bis ins einzelne regelten, versucht worden sind. Dem einzelnen muß es mehr als bisher möglich sein, jenen Armutsstil zu leben, zu dem er sich persönlich auf die Dauer oder für eine Phase seines Lebens gedrängt fühlt.

Eine solche Pluralität in der Armutsgestaltung braucht die „vita communis“ keineswegs auszuschließen. Es könnte im Gegenteil sogar so sein, daß ein weiterer Rahmen an Freiheit und Initiative des einzelnen zu echteren Ausdrucksformen des Zusammenlebens in der Gütergemeinschaft führt als die bisherige Reglementierung. Diese wurde nicht selten als bloßes Ideal oder gar Gesetz empfunden, dessen Beachtung vielleicht Gelegenheit zu Opfern des Gehorsams oder der Abtötung gab, das aber nicht eine Ausdrucksmöglichkeit der Liebe und Loyalität gegenüber Personen darstellte.

Man wird hier, bevor man eine neue Linie und vor allem eine neue Einstellung gefunden hat, nicht um Experimente herumkommen. Zu diesem Zweck sollte man auch die Möglichkeit vorsehen, daß einzelne, die das Armutstreben besonders ernst nehmen wollen, aus den normalen, nach der Tätigkeit gebildeten Kommunitäten ausscheiden, um sich zu Gruppen zusammenzuschließen, die in Wohngemeinschaften eine bestimmte Form und einen radikaleren Grad der Armut zu verwirklichen suchen.

In unserer technischen Welt, die immer spezialisiertere und immer aufwendigere Güter hervorbringt, muß bezüglich der Gütergemeinschaft noch auf einen anderen Punkt hingewiesen werden. Man sollte dem Trend nach einer größtmöglichen Unabhängigkeit des einzelnen in der Verwendung hochwertiger Gebrauchsgüter nicht einfach hin folgen, selbst wenn dafür Gründe der größeren Sorgfalt und dergl. angeführt werden können. Der „Wille zur Gemeinsamkeit“ muß auch die Bereitschaft in sich schließen, gegebenenfalls Dinge wie Autos, Spezialgeräte, Bücher usw. mit anderen Mithütern gemeinsam zu gebrauchen. Die Möglichkeit und Opportunität eines solchen gemeinsamen Gebrauchs wird von Fall zu Fall verschieden sein.

Vielfach sind wir hierin jedoch viel großzügiger als vergleichbare Unternehmen im Bereich des Staates oder der Wirtschaft, die eine genaue

Rentabilitätsrechnung auch für ihre Investitionen an beweglichen Gütern anzustellen pflegen. Für unser Gemeinschaftsleben wird viel davon abhängen, ob wir mit dieser Problematik fertig werden. Wegen der großen Verschiedenheit der Situation wird es keine Patentrezepte geben können. Es käme vielmehr darauf an, daß diejenigen, die aufgrund ihrer Tätigkeit über Güter verfügen, die nicht jeder haben kann, diesen Besitz nicht als exklusives Privileg ansehen, über das sie eifersüchtig zu wachen haben.

Zum Schluß sei noch angemerkt, daß es nur Sinn hat, über unser Gemeinschaftsleben in Armut zu reden, wenn eine gewisse Einigkeit darüber besteht, was der Orden künftig sein soll. Wer hierzu eine völlig neue Konzeption entwickeln möchte, wird natürlich auch zu ganz anderen Ergebnissen bezüglich der Armut kommen. Aber dann wird man erst das neue Ordenskonzept diskutieren müssen. In den hier vorgelegten Überlegungen wird dagegen unterstellt, daß die ursprüngliche Struktur des Ordens als einer apostolischen Arbeits- und Lebensgemeinschaft grundsätzlich erhalten bleiben soll.

Zur Verwendung des Begriffes „Armut“

Nach dem Gesagten mag es manchem als zweifelhaft erscheinen, ob es sinnvoll ist, noch weiterhin von Armut in unserem Ordensleben zu reden. Der Ernst einer solchen Fragestellung sollte nicht verkannt werden.

Eine der Schwierigkeiten für die Bestimmung der evangelischen Armut liegt dabei gerade im *Begriff* der „Armut“ selbst, in einem Wort, das vielleicht zu schnell gebraucht wird, um die Art und Weise des Umgangs der Ordensleute mit den materiellen Gütern zu charakterisieren. Man hat die vermögensrechtlichen Vorschriften der Ordenssatzungen bisher allzu vereinfachend unter der Überschrift „Von der Armut“ zusammengefaßt (ähnlich die Regelungen über die Organisationsstruktur unter dem Titel „Vom Gehorsam“). Für den Außenstehenden und uns selbst taucht aber sofort die Frage auf, wieweit dies gerechtfertigt ist, wenn die solcherart geregelte „Armut“ nicht zugleich auch eine echte und effektive Angleichung an die Schicht der soziologisch „Armen“ des betreffenden Landes oder der betreffenden Zivilisationsstufe ist. Daß hier ein Bezug besteht und sogar bestehen muß, steht außer Zweifel, da die Vermögensordnung eines Ordens von Inhalt und Eigenart der Botschaft Jesu geprägt sein muß. Insoweit jedoch eine volle Identität beider Anliegen nicht hergestellt werden kann, bleibt ein Reden von der Armut stets fragwürdig. Höchstens dort, wo im Ziel der betreffenden Gemeinschaft der Gedanke der Solidarität mit den in der Welt schlecht Weggekommenen ganz im Vordergrund steht, wie z. B. heute bei den Gemeinschaften, die von Charles de Foucauld herrüh-

ren, ist eine gewisse Angleichung möglich, wenn die Anpassung an die jeweiligen sozialen und geographischen Verhältnisse von einzelnen Gruppen ernsthaft angestrebt wird.

Ob dieser Sachverhalt für einen Orden wie die Gesellschaft Jesu unbedingt den Gebrauch des Begriffs „Armut“ verbietet, bleibe hier dahingestellt. Es sei allerdings noch ein mehr allgemeiner Hinweis gestattet. Der Ernst, mit dem heute in den Orden um eine echte und überzeugende Praxis der Armut gerungen wird, ist der Wichtigkeit der Frage angemessen. Man darf dabei jedoch nicht übersehen, daß das Gelübde der Armut in seiner konkreten, historisch auf das frühe Mittelalter zurückgehenden Ausprägung (zusammen mit den beiden anderen Gelübden) nur ein unvollkommener Ausdruck für die eigentlich intendierte *Ganzhingabe* an die Nachfolge des Herrn sein kann. Bei all ihrer Bedeutung ist die äußere Armut nicht das Letzte und Eigentliche am Christentum oder am Ordensleben. Es wäre sicher falsch, einen Diogenes schon deshalb unter die wahren Jünger Jesu zu rechnen, weil er bedürfnislos in einer Tonne lebte. Die Armut zu verabsolutieren und an ihrer buchstäblichen Verwirklichung allein die Ernsthaftigkeit zu messen, mit der ein einzelner oder eine Ordensgemeinschaft dem Herrn nachfolgt, übersähe das Beispiel, das Jesus selbst gegeben hat. Die Evangelien machen immer wieder deutlich, daß Jesus sich im Umgang mit den Gütern der Welt anders verhielt als Johannes der Täufer – und dies um der Menschen willen, denen er dienen wollte.

Der zeitgenössische Jesus-Roman

Paul Konrad Kurz SJ, München

„Gott ist ein schlechtes Stilprinzip“, sagte Gottfried Benn¹. Er dachte schriftstellerisch. Ist auch Jesus ein schlechtes Stilprinzip? ein mögliches Stilprinzip nur, insofern er nicht Gott ist? der menschlichen Erfindung Freiheit läßt, der Phantasie Spielraum, insofern das Prinzip Verfremdung poetisch anwendbar ist? Aber wie weit ist das Prinzip Verfremdung innerhalb eines tradierten und kirchlich fixierten Jesusbildes anwendbar?

¹ G. Benn, *Gesammelte Werke*. Hrsg. D. Wellershoff (Wiesbaden 1958–61), IV, 160.